

(Nachdruck verboten.)

79]

Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
Von Robert Schweißel.

Es wurde dunkel und mit der Dunkelheit ging die stumme Wuth in ein Geheul über, wie von hungrigen Raubthieren. Dem Morde that sie keinen Einhalt und das brennende Ingolstadt leuchtete zu dem Graus. Hier und da mußten die Leiber der Verwundeten und Todten den Kämpfenden zum Ball dienen. Die Zahl der Bündischen war jedoch zu groß und die Schaar der Schwarzen schmolz und schmolz. Die 50 freien Knechte Würzburgs lagen Mann für Mann erschlagen. Ein Häuslein Bauern flüchtete in den Burgkeller. Die Bündischen warfen brennendes Stroh und ein Fäßchen Pulver durch die Luftlöcher hinunter. Krachend flog es auf und alle bis auf drei erstickten und verbrannten. Das Gemölbe barst, die Steine wurden weit umher geschleudert, so daß die Bündischen zurückwichen. Aber auch ein Stück der Ringmauer war im Rücken der Schwarzen eingestürzt. Florian Geyer gewahrte es. „Hinaus!“ schrie er den Seinigen zu. Der lange Lienhart sprang an seine Seite und ihre gezückten Schwerter deckten den Rückzug der Ihrigen. Es war nur noch ein ganz kleines Häuslein. In der Verwirrung der Explosion, dem aufgewühlten Staube und der Dunkelheit gelang es allen, Florian Geyer und dem langen Lienhart als den letzten, das Freie zu gewinnen.

Das südlich von der Burg gelegene Gehölz nahm sie in seinen Schutz, ehe es den Bündischen noch ganz deutlich wurde, was geschehen war. Der nicht große Wald steckte voll Bauern, die sich vor den Reissigen hierher gerettet hatten, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten. Der Brand der Dörfer Ingolstadt, Sulzdorf, Bütthart und Siebelstadt röthete den Himmel über dem Walde und wie in Blut schwamm der abnehmende Mond herauf. Von Moos her, wo der Truchseß inzwischen das Lager geschlagen hatte und die Herren von den Vorräthen der bäuerlichen Wagenburg sich gütlich thaten, schmetterten die Trompeten und dröhnten die Pauken zur Siegesfeier.

Eben stellte sich dort auch reumüthig das meuterische Fußvolk ein. Der Truchseß verzieh ihm nicht aus Großmuth etwa, denn einer solchen war sein Herz nicht fähig, sondern weil er es für die große Blutarbeit, die ihm noch oblag, nicht entbehren konnte. Der Tag bei Königshofen und der heutige besonders hatten ihm sehr viele Menschen und Pferde gekostet. Von der erlesenen Schaar kehrte kaum der dritte Theil aus den Burg ruinen zurück. Die berittenen Wachen, welche bisher das Gehölz umkreist hatten, wurden jetzt von Posten des zu Kreuz getrohenen Fußvolks abgelöst. War die „Sauhay“ beendet, so gab es am Morgen wohl noch eine fröhliche Jagd auf Kleinwild.

Florian Geyer versammelte bei dem feurigen Widerschein des Himmels und dem bleichen Mondlicht, die das Wald dunkel unheimlich durchdämmerten, die Flüchtlinge und versuchte, ihnen Muth einzusößen. Er stellte ihnen vor, daß sie eine sichere Beute des Todes werden müßten, wenn sie abwarteten, bis der Tag den Fußknechten das Eindringen in das Gehölz gestattete. Es wäre ihnen ja auch zu gut bekannt, daß der Wolf eher ein Schaf, denn der Truchseß einen Bauern verschone. Von Jugend auf und als Jäger mit der ganzen Gegend genau bekannt, versprach er ihnen, sie sicher über den Main und nach Würzburg zurückzuführen, wenn sie ihm folgten. Etwaige Streifwachen brauchten sie nicht zu fürchten, da sie alle gut bewaffnet wären. Immer aber sei es ruhmvoller, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich hier im Walde feig erwürgen zu lassen.

Die Entmuthigung war jedoch zu groß und nur ein ganz kleines Häuslein schloß sich ihm und seinen wenigen Schwarzen an. Nur ihre noch vollen Pulvertaschen und Handrohre gaben sie letzteren her. Unterdessen hatte der lange Lienhart am Waldrande gespäht und kam jetzt mit seiner Auskunftskraft zurück. Darauf unternahm Florian Geyer mit großem Lärm einen scheinbaren Vorstoß gegen Sulzdorf zu, eilte, als die Lanzknechte dort von allen Seiten zu Hauf kamen, durch das Gehölz zurück und brach im Eiden gegen Allersheim heraus. Sein ungestümer Angriff zersprengte die überraschten

Lanzknechte, bevor ihnen die Kameraden zu Hilfe kommen konnten, und er erreichte glücklich den bewaldeten Seeberg bei jenem Dorfe.

Erschöpft von der fast ununterbrochenen Kampfarbeit seit dem Morgen, warfen sich die Entronnenen nieder. Nur einer fehlte und der lange Lienhart rief jäh auffahrend: „Alle Hagel, wo ist denn der Etzschlich? Und ich sah ihn doch noch, als wir aus dem Holz vordrachen.“ Auch andere hatten ihn damals noch gesehen, keiner vermochte jedoch, weitere Auskunft zu geben und auf den Ruf seines Namens, den der lange Lienhart mehrmals mit aller Kraft erschallen ließ, erfolgte keine Antwort. Man mußte ihn verloren geben.

Die Pein des Durstes trieb die Flüchtlinge trotz ihrer Ermüdung bald weiter. In Euershausen erreichten sie die Heerstraße, die über Siebelstadt nach Würzburg führte. Bei dem Wirthshause war ein fließender Brunnen, auf den sich alle gierig stürzten. Florian Geyer hämmerte unterdessen mit seinen Eisensäusten den Wirth aus dem Schlafe. Erst nach einer guten Weile steckte derselbe den Kopf vorsichtig zu einem Fensterlein heraus, zog ihn aber schleunigst wieder zurück, als er der späten Gäste ansichtig wurde. Er hatte Angst vor der Rache der Bündischen, deren Reissige auf der Verfolgung der Bauern auch durch Euershausen gefegt waren. Nur die Drohung, sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen, bewog ihn endlich die Hausthür aufzusperren. Die Flüchtlinge verlangten vor allen Dingen Brot und fielen dann heißhungerig über dasselbe her. Hatte doch seit dem Ausbruch von Seidingsfeld keiner einen Bissen gegessen. Dem langen Lienhart wollte es trotzdem nicht munden, selbst der Wein nicht, den Florian Geyer zum Nachtrunk bringen ließ. Er brummte Unverständliches vor sich hin und schüttelte wieder und wieder den Kopf. Florian Geyer saß in tiefem Nachdenken.

„Und igt laffet uns jeder seine Strafe ziehen,“ sprach er, nachdem er die ganze Beche aus seiner Tasche beglichen hatte, wobei ihm nur ein paar Heller übrig blieben, und sie wieder auf der Gasse standen. „Wer über den Main will, hat es von hier am nächsten nach Ochsenfurt. Haltet Euch aber meines Aufrufes in den nächsten Tagen gewärtig. Denn der Tanz ist noch nit aus. Ich vermeine, wir spielen ihnen wohl noch den Kehraus auf.“

Sie schüttelten einander die Hände und zerstreuten sich in die Nacht. Florian Geyer, der lange Lienhart und ein paar von den Schwarzen, die aus Reichardtshode waren, schlugen einen Landweg ein, der weiter südlich die nach Röttingen führende Heerstraße durchschneit und sie dann nach Vieberehren brachte, wo die Steinach in die Tauber sich ergießt. Hier trennten sich die letzten von Florian Geyer und dem langen Lienhart, der dem obersten Hauptmann der Schwarzen Schaar erklärte, er bleibe, wo jener bleibe. So wanderten die beiden allein die Tauber aufwärts weiter und erreichten nachmittags Rothenburg.

Die Wache am Klingenthor und die wegen des Feiertages zahlreichen Menschen auf den Gassen machten große Augen, als sie die beiden und besonders Florian Geyer in seiner vollen Rüstung zu Fuß daher kommen sahen. Vor dem Hause von Menzingen's trennten sie sich. Der lange Lienhart wollte bei seinem Schwager, dem Rathmann und Wirth zum Rothen Hahnen herbergen: „Du hast mich also vollkommen verstanden?“ fragte Florian Geyer und als der lange Lienhart bejahend nickte, fügte er hinzu: „Dann morgen mit dem Frühesten; ich verlasse mich auf Dich.“ Auf ein hoffentlich glücklicheres Wiedersehen, alter Kamerad!“

Der lange Lienhart wiederholte den Wunsch und schritt der Schmiedgasse zu, während Florian Geyer in das Haus des Ritters Stephan trat. Derselbe stand im Begriff auszureiten. Er war allein zu Hause, seine Gattin mit ihrer Tochter einer Einladung des Fräuleins von Badell in ihren Garten gefolgt. Er prallte vor Florian Geyer förmlich zurück. „Um Gott, was ist geschehen?“ fragte er mit weitgeöffneten Augen.

„Das ist bald erzählt,“ erwiderte der Gast so ruhig wie immer. „Doch helfet mir erst von der Rüstung. Seitdem ich am Pfingstabend von Euch ging, bin ich nicht aus ihr herausgekommen.“ Und er berichtete in wenigen Worten von der

Niederlage bei Jngolstadt, während der Hausherr, ungeschickt vor Aufregung, ihm den erbetenen Knappendienst leistete. Alles Blut wich aus seinen Wangen und fast tonlos kam es über seine Lippen: „Dann ist alles verloren!“ Florian Geyer aber erwiderte mit dem Tone voller Ueberzeugung: „Nein, noch ist nichts verloren! — Doch gönnet mir einen Trunt und einen Zmbiß. Ich bin dessen sehr bedürftig.“

Es wurde Stephan von Menzingen schwer, sich äußerlich so weit zu fassen, daß er seinem Diener unauffällig die nöthigen Befehle erteilen konnte. Voll Unruhe ging er, bis sie vollzogen waren, sporenklirrend hin und her, ohne Barett und Reitschabe abzulegen. Florian Geyer, der sich körperlich ermüdet am Tische niedergelassen hatte, mußte erst seine von Staub und Hitze ausgetrocknete Kehle mit einem Becher Weins erfrischen, bevor er den kalten Speisen zuzusprechen konnte. Seine Ruhe steigerte noch die Aufregung des Herrn Stephan, der sich zu ihm gesetzt hatte. Nach einigen Bissen begann er endlich: „Nein, es ist noch nichts verloren. Was von dem Fränkischen Heer nicht erschlagen, das ist freilich in alle Winde versprengt. Die Zeit ist bisher leider zu kurz gewesen, um die Bauern im Kriegshandwerk zu festigen. Aber sie werden es noch lernen. Und meine Schwarze Schaar ist leider Gottes ausgerieben. Ich mag's Euch wohl gestehen, daß sie das Vertrauen, das ich in sie setzte, mehr als gerechtfertigt hat.“

„Aber was soll denn geschehen?“ unterbrach ihn Stephan von Menzingen, fieberhaft an seinem Schnurrbart zerrend.

„Aber die Bauern von Schwäbisch Hall besitzen noch ihre Waffen, die Schenken von Limburg haben den Artikelbrief angenommen und der Gaildorfer Haufen dort ist noch in keiner Schlacht gewesen. Mahnen wir dazu die Bauern des Rothenburger Gebiets wieder auf — und Brennedern, der lange Lienhart ist überzeugt, daß sie dem Rufe folgen werden — so steht in wenigen Tagen ein neues Heer im Rücken des Truchseß. Waffen, Pulver und Geschütz liegen hier in der Stadt genug und die hiesige Bürgerschaft, vermein' ich, natürlich nicht die Patrizier und Prozen, ist gewiß eben so willig zum Kampf, wie die von Würzburg, Meiningen, Bamberg und anderen geringeren Bundesstädten. Es geht halt ihnen allen an den Stragen, wenn sie sich nicht wehren.“

Das Blut war wieder in Herrn Stephan's Gesicht zurückgekehrt. Er athmete wieder auf. „Die niedern Zünfte Rothenburgs stehen fest zu mir,“ versicherte er. „Ob aber der Rath im guten seine Rüst- und Vorrathskammern öffnen wird, das möcht' ich bezweifeln.“

„So muß er dazu gezwungen werden,“ rief Florian Geyer nachdrücklich. „Es muß sich jetzt zeigen, ob er nur auf die Gelegenheit paßt, von dem beschworenen Bunde abzufallen. Unsere gestrige Niederlage wird ihn günstig dünken. Dann ist seine Zeit um. Setzt ihn hinweg.“

„Meiner Treu, an mir soll es wahrlich nicht fehlen,“ versicherte Menzingen. „Sein Maß ist übervoll.“

„Ihr müßet einsehen,“ fuhr der Gast fort, „daß wenn Würzburg sich nur noch eine kleine Zeit hält, der Truchseß und die Fürsten sich zurückziehen müssen, wenn sie nicht ringsum eingeschlossen werden wollen, daß es trotz aller von ihnen erfochtenen Siege gar übel mit ihnen steht.“

„Wohl, aber kann Würzburg sich noch halten?“ fragte von Menzingen, indem er seinen Schnurrbart links und rechts durch die Finger laufen ließ.

„Ich werde des Sorge tragen,“ beruhigte ihn der Gast. „Ich gehe von hier nach Nimpf. bringe die Bauern auf dem Gramschager Walde in die Waffen, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, rufe Hans Schnabel mit den Bildhäusern von Melrichstadt herbei, und mich dünkt, daß es mit solcher Macht wohl gelingen sollte, den Würzburgern von Norden her Luft zu machen, während der lange Lienhart mit den Limburgern und Gaildorfern von Süden herandrängt. Und ist noch eines! Wendel Hipler — er soll sich von Königshofen glücklich gerettet haben, wär's nit, der Truchseß hält' es schon in alle Welt ausposaunen lassen — Wendel Hipler, der überall gute Verbindungen hat, erzählte mir, als er in Würzburg war, daß der Aufstand wieder an allen Enden auszubrechen drohe, von Salzburg bis an den Bodensee und längs dem Rheinthale. Die Algäuer rüsten sich, Memmingen zu belagern, Weihenburg und Worms sind auf Seite der Bauern getreten, und in Münster soll es gewaltig gähren. Würzburg braucht sich also nicht gar so lange zu halten.“

Die etwas vorgewölbten dunkeln Augen Stephans von

Menzingen glänzten unter den breiten Lidern. Der ungebogene Muth und die Kühnheit Florian Geyer's erfüllten auch ihn mit Zuversicht. Noch besprachen beide verschiedene Punkte des Planes, als ihnen gemeldet wurde, daß ein Rathsbote den Herrn Florian zu sprechen begehre. Der Mann war in seiner Amtsstracht und trug an einer Kette um den Hals ein Blechschild mit dem Wappen der freien Reichsstadt. „Nu, Viejegang, was schaffet Ihr, daß Ihr selbst am Feiertage in Dienst seid?“ redete Stephan von Menzingen den ihm bekannten Diener mit einem Anfluge von Vertraulichkeit an. Dieser aber erwiderte mit der unnahbarsten Amtsmiene, die er anzunehmen vermochte: „Ein wohlweiser Rath schickt mich, dieses Schreiben dem hochgeborenen edlen Herrn Florian Geyer zu Geyersberg zu eignen Händen zu überantworten.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Noch war die Leiche der unglücklichen Kaiserin von Oesterreich nicht in die Erde gebettet, als wiederum die wüthendsten Nachphantasien an verschiedenen Orten zu spulen begannen. Jede That herostratischen Größenwahns hat Erschreckendes an sich. Man nimmt nur das sinnlose Geschweh'n wahr. Die Gedankenreihen, die im wahnwitzigen Thäter aufgetaucht waren, die wachen Träume, die Selbstbespiegelung, die überhitzte Eitelkeit, die zur Selbstvernichtung bereit ist, das alles bleibt verborgen. Die Rächer und die Spekulanten, die jede unselbige That zu gemeinreaktionären Zwecken ausbeuten, wollen aber von den Zergängen verfallener Naturen nichts wissen; und so kommen sie denn, ganz im Bannkreis mittelalterlicher Ideen, auf mittelalterliche Strafbestimmungen. Man peitsche, man brandmarke den anarchischen Verbrecher! Das Entbehrende der Strafe soll von Verbrechen abschrecken.

Wie aber, wenn der herostratische Zerstörer das Brandmal auf der Stirn nicht als Schimpf empfindet? Wer zugleich zur Selbstvernichtung entschlossen ist, wie der italienische Mörder in Genf, der kann doch wohl nicht mit dem ästhetisch empfindsamen bürgerlichen Maas gemessen werden. Als die Prügelstrafe beim Militär noch Gesetz war, gab es Individuen unter den Soldaten, die sich der erhaltenen Prügel und des „Heroismus“, den sie dabei bewiesen hatten, rühmten. Es existiren hiervon verbürgte Erzählungen. Dazu führte endlich das Prügelssystem. Es tödtete geradezu das Erbverwußtsein, statt es zu heben. Und nun verspricht man sich Hilfe von bürgerlich insaminirenden Strafen und vergißt das wesentliche Moment, daß die Prügelstrafe doppelt verrohend wirkt, auf den Empfänger sowohl, wie auf den, der zum Prügeln abkommandirt wird. In Beiden wird jede feinere Menschlichkeit erstickt. Wen will man denn insaminiren? Einem Menschen, der im Egoismus wahrhaftigster Eitelkeit sich selbst über die Empfindungen aller menschlichen Gemeinschaft hinwegsetzt, will man imponiren, indem man ihm zuruft: „Psui, Verächtlicher, du bist entehrt!“ Welche kindliche Verblendung!

Es ist ja schon soweit gekommen, daß man nicht bloß in Witzblättern das Zuchthaus eigentlich als behagliche Staatspension ansieht. Diese Gesellschaft ipottet ihrer selber. Sie jagt, dem Verbrecher geschähe es wohl, wenn er als Staatspensionär im Zuchthaus säße. Diese selbstgerechten Leute merken nicht einmal, was sie sich und ihrer Gesellschaft für ein Zeugniß damit ausstellen, wenn sie zugeben, daß die Verjüngung im Zuchthause für einen Mitleidlichen, sei er, wer er wolle, noch einen Lockreiz haben kann. Für den Verbrecher Lucheni stimmt die Ansicht nicht einmal. Man kann ihm getrost glauben, daß er lieber in Luzern zum Tode, als in Genf zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt würde. Das paßt völlig zum herostratischen Wesen. Im eiteln Wahnsinn möchte man wie ein Held oder wie ein Märtyrer posiren. Mit selbstgefälliger Miene trägt man die rüdesten Eynismen vor, als wolle man vor den Richtern damit prahlen: „Seht, bin ich nicht ein schneidig erschrecklicher Kerl?“

Die Erregungszustände, die aus Anlaß des Mordes verursacht wurden, werden bald der normalen Erwägung weichen. Aber lange noch wird es nicht an Versuchen fehlen, sie künstlich zu erhalten und auszunützen. Man kann mit den Schredensrufen und der Stimmungsmacherei für Umsturzgesetze so herrlich schön vom Uebel im eigenen Hause schweigen.

Man malt phantastische Schreden, man lehrt den Bürger das Gruseln und darüber hält man die Leute ab, über näherliegende Dinge zu raiſonniren. Die Theuerungskalamität, die erst jüngst unsere Stadtverordneten beschäftigt, bleibt ruhig aufrecht bestehen. Die beiden Gruppen, die große Industrie, wie das große Agrarierthum, darf man wirklich nicht müßig nennen. Die eine schmiedet die Ketten, daran die Koalitionsfreiheit gebunden werden soll, die andere hält auf feste Preise, damit die arbeitenden Klassen nicht allzu üppig und übermüthig seien. Ein einträchtig brüderliches Paar!

Ein polnischer Adeliger hat vor mehreren Jahren einmal im Wiener Parlament, als man ihn das Schachertreiben seiner Partei und die Herrenmoral seiner Klassengenossen vorhielt, geantwortet: „Schön ist das nicht, aber gesund!“ Unsere Noagen- und Fleischvertheuerer mögen sich auch schmunzelnd zurufen: Schön ist das

nicht, aber gesund. Und unsere Metzger? Zammern sie nicht bereits in ihren Fachblättern?

Das ist eine kuriose Erscheinung der andauernden Theuerungperiode. Wir sahen plötzlich einen Menschentypus, wie den der Schlächter und Metzger, in eigenthümlicher Lage. Jahrhunderte haben an volksthümlichen Vorstellungen über diesen Typus mitgearbeitet. In Zeichnungen und Karrikaturen hat sich der wohlbeleibte Schlächtermeister und seine Gattin im Sonntagsstaat, mit dem gewichtigen Schmuck in den Ohren und den vielen Ringen an den runden Fingern erhalten und nun soll auch dies Geschlecht von der blanken Noth gestreift werden. Im übrigen braucht man wohl noch nicht das Schlimmste zu befürchten und muß nicht gerade annehmen, daß unsere Metzger abgezehrt, höhläugig und hungersmatt zu Duzenden durch die Straßen dahinschwanken und niederstinken, wie die Fliegen im späten Herbst.

Wenn's nur für mich gesund ist, dachte auch Premier-Lieutenant von Bismard, als neulich auf seine Anzeige seine frühere Geliebte wegen Bedrohung verurtheilt wurde. Die Sache war ja als Gerichtsverhandlung im „Vorwärts“ erzählt. Garstliche Blätter gaben nur den Anfangsbuchstaben vom Namen des Herrn Lieutenants „v. B.“ an. Warum denn so verschämt? Nicht jeder hätte den Muth besessen, vor der Oeffentlichkeit im Gerichtssaal zu fragen: Was hat die Moral hier mit dem Rechtsfall zu schaffen?

Das Mädchen, die frühere Geliebte des Herrn v. Bismard, hat seine Gefängnißstrafe zugetheilt bekommen. Volksanschauung und volksthümliches Sittengefühl reimen sich öfter nicht mit der Buchstabengerechtigkeit. Das Mädchen hat Jahre hindurch für sein und des Herrn v. Bismard Kind gesorgt. Es war stolz, sich nicht prostituirt, seine Liebe nicht verkauft zu haben. Es hat die Hilfe des Vaters nicht in Anspruch genommen. Inzwischen hat der Vater des Kindes eine reiche Partie gemacht. Die Mutter des Kindes, das inzwischen größer, dessen Erziehung und Pflege kostspieliger geworden, hat nun den ganz berechtigten Wunsch: Wenn nur der Vater des Kindes etwas, und sei es auch nicht viel, thäte. Fast wie eine demüthige Bittstellerin kommt sie, die ein natürliches Anrecht zu verteidigen hat. Man herrscht sie an, man verlegt sie. Wer sollte da nicht aufgebracht werden! Die Aufgeregte läßt sich hinreißen und muß nun die Aeußerungen ihrer Empörung büßen.

Neugierige Leute haben gefragt: Was geschieht nun mit dem Manne? Was werden seine Klaffengenossen und Kameraden auf diese Frage antworten?

Wie immer ihre Antwort ausfallen möge: Ein Stück trauriger Frauentragödie hat sich in dem Gerichtsfall v. Bismard abgespielt. Welches Herrenbewußtsein, wenn man solchen Prozeß überhaupt wagen darf. Mit der moralischen Beurtheilung des Herrn v. Bismard durch seine Verurtheilung selber hat das nichts zu schaffen. Wie fest gewurzelt muß in solchem Mann aber das Bewußtsein leben: Was kann dir die Gesellschaft wegen eines Lechtelmechtels mit einem kleinen Ding anhaben? So was ist alltäglich; muß man sich darum von einer früheren Geliebten an den Karren fahren lassen? Den engeren Verurtheilten des Herrn v. Bismard wird die Gerichtsverhandlung gewiß nicht gerade angenehm gewesen sein. Aber die Gesellschaft im weiteren Sinn wird zum Schluß die Annahme des Herrn v. Bismard nicht billigen. Der Mann hat von seinem Herrenrecht Gebrauch gemacht: Das Weib hat sich zu fügen, basta! Wie darf das Weib so dreist sein, einem verheiratheten Manne lästig zu fallen? Das Mädchen war gewiß nicht exaltirt; es trug sich nicht mit ausschweifenden Hoffnungen, als es mit seinem Geliebten das Verhältniß einging; man ging in nüchternen Gelassenheit auseinander. Gewiß nicht mehr, nur die sorgliche Mutter wandte sich an den wohlhabend gewordenen Mann. Sie wollte keinen Prinzen aus dem Kinde erziehen; nur eine engbürgerliche Erziehung, nur eine engbürgerliche Existenzmöglichkeit wollte sie dem Kinde schaffen. In ihrem Muttergefühl, in ihrer Mutter Sorge hat man sie gekränkt und gedemüthigt. Nun schäumte es in ihr auf. Sie wog die Worte nicht, sie sprach im Groll, was sie in Wirklichkeit niemals zur Wahrheit gemacht hätte; und Gesetz und Gesellschaft, die beide des Mannes Thaten nicht verdammten dürfen, richteten in diesem Fall des Weibes unbefonnene Worte. Seine bürgerliche Reputation ist nicht angegriffen. Sie ist eine bestrafte Person. All right. Alles in Ordnung! — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Eine Reliquie von 1849. In unseren Besitz kam durch Zufall folgendes Schriftstück:

„Andurch bekeme ich von dem Abgeordneten Voigt aus Sieben die Summe von zweihundertsechzehn Thalern, nemlich zweihundert Thaler Kapital und sechzehn Thaler Zinsen davon von Ostern 1847 bis dahin 1849, welche Summe ich von meinem gemordeten Freunde Robert Blum aus Leipzig zu fordern hatte, erhalten zu haben, quittire hierüber und verspreche, das Dokument über jene Forderung, sobald ich es aus meiner Heimath erhalten haben werde, zurück zu geben.“

Frankfurt a. M., den 23. April 1849.

von Trübschler,
Mitglied der Nationalversammlung.“

Das unzweifelhaft echte Schriftstück, auf einem vergilbten Halbbogen Konzeptpapier, wurde vor Jahren von einem Schreiber des verstorbenen Rechtsanwalts Reh aus Darmstadt einem Bündel Papiere entnommen, die als werthlose Matulatur verkauft werden sollten. Rechtsanwalt Reh war seinerzeit Vizepräsident des Frankfurter Parlaments und hatte als Verwalter der für die hinterlassenen Blum's gesammelten Gelder die der Familie gehörigen von Blum herrührendem und auf ihn bezüglichen Schriftstücke in Verwahrung — ein Dienst, den der Sohn Blums, Hans, später mit einer Denunziation des nachmaligen Schwiegersohnes Reh's, Liebknecht, vergolten hat.

Ob der in dem Schriftstück erwähnte Schuldschein in die Hände Trübschler's gelangt ist, wissen wir nicht. Dritthalb Monate später erlitt Trübschler das gleiche Schicksal wie sein gemordeter Freund Robert Blum — am 14. August 1849 wurde er von preussischen Standrechtskugeln getödtet, wie jener von österreichischen.

Der Abgeordnete „Voigt“, welcher in dem Schriftstück erwähnt ist, ist der bekannte Reichsregent, der meist ohne i geschrieben wird. —

y. Altdithmarsische Nationaltänze. Ueber altdithmarsische Nationaltänze, unter denen der Schwerttanz der originellste war (er war noch im Jahre 1747 zu Büsum, wo man überhaupt gern tanzte, in Mode), theilt uns Biethen nach der eigenen Anschauung folgendes mit: Die Tänzer trugen weiße Henden mit bunten Bändern und an jedem Beine eine Schelle; sie tanzten barhäuptig mit Ausnahme des Vortänzers, der, um sich kenntlich zu machen, einen Hut trug. Der Vortänzer hielt nur zu Anfang eine kleine Ansprache an die Zuschauer, in der sie auf das Alter des Tanzes aufmerksam gemacht und vor den entblößten Schwertern der Tänzer gewarnt wurden. Dann wurde die Trommel gerührt und der Tanz begann (wie Biethen berichtet) mit solcher Geschwindigkeit, Akkuratess und Munterkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzten sie in der Runde, bald kreuzweise durcheinander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzten um solche Rose in einem Kreis und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gebierte Rose über dem Kopfe steht. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermalen eine kleine Dankagungssrede hält, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren Vortänzer wieder herunter auf den Erdboden gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch ein abermaliges Tanzen, so wie zu Anfang geschehen, geendigt und beschloffen. — Ein anderer Nationaltanz war der sogenannte lange Tanz, von dem es zwei Arten, den Trommeltanz und den Springeltanz gab. Ersterer bestand besonders in Tritten und Handgeben. Der Springeltanz war sehr beliebt, und die meisten Lieder — alle Tänze wurden mit Gesang begleitet — sind ihm angepaßt. Der Vortänzer begann mit dem Glase in der Hand den Gesang, worauf die ganze Gesellschaft jeden Vers im Chor wiederholte. Waren ein oder zwei Verse gesungen, so stand der Leiter des Tanzes auf, nahm seinen Hut in die Hand und tanzte im Zimmer umher, dadurch die übrigen zum Tanze auffordernd. Alle saßen sich nun nach der Reihe an, und wie der Vortänzer sich nach dem Gesange des Vortänzers richtete, hatten sich die Tänzer nach ihrem Führer zu richten. Die bei diesen Tänzen gesungenen Lieder waren theils ersten, theils scherzhaften Inhalts; eines der bekanntesten der letzteren Art war das Längelied: It will juw sungen, it will nich legen, It sach dree braden Höner slegen &c. —

Geographisches.

— Ersteigung des Illimani. Aus La Paz in Bolivien kommt die Nachricht, daß William Martin Conway am 9. d. M. den Illimani ersteigen und damit, wenn seine Höhenangabe auf richtigen Messungen beruht, eine geographische Streitfrage gelöst hat. Der höchste der drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfel dieses Berges ist theils auf 6410, theils auf 6771 Meter berechnet worden; Conway dagegen giebt 22500 englische Fuß an, das wären 6860 Meter. Ist dies richtig, so rückt der Illimani nicht nur vor den Illampu oder Sorata, der bisher mit 6544 Metern als der höchste Berg Boliviens galt, sondern folgt überhaupt als zweithöchster Gipfel Amerikas gleich auf den Aconcagua, 6970 Meter. Der kahne Bergsteiger gebrauchte von der höchsten bewohnten Stätte fünf Tage. Drei Tage stieg er mit seinen Gefährten eine steile Schlucht hinauf. Am vierten Tage, inmitten schwieriger Klippen, rissen die das Gepäck tragenden Indianer aus. Conway und seine Begleiter zogen mit Seilen ihr Felt hinauf und kampirten auf dem Schnee. Bei Mondlicht begannen sie dann einen Gletscher hinaufzuwandern; hierauf folgte ein schwieriger Aufstieg über Felsen und sodann ein langer Eiswall, der bis zu 21000 Fuß (6400 Meter) führte. Nun mußte man wieder 500 Fuß (150 Meter) zu einem großen Schneefelde hinabsteigen und kletterte dann wieder hinauf über einen Schneegrat zum Gipfel. In der letzten Stunde wurden die Wanderer von großer Schwäche befallen, ohne aber krank zu werden. Der Ausblick von der gewaltigen Höhe war wundervoll. Der Abstieg wurde von einem zwischenliegenden Gipfel einen sehr steilen Wall hinab nach La Paz genommen. Von dort wird W. M. Conway den nördlich von La Paz gelegenen Illampu zu ersteigen unternehmen. — (Stöln. Ztg.)

Anatomisches.

io. Eine Familie von Sechsfingerigen wurde kürzlich nach der „Médécine moderne“ in Südfrankreich „entdeckt“. Das Vorkommen von überzähligen Fingern ist an sich nicht so sehr selten, dieser Fall ist aber doch aus verschiedenen Gründen bemerkenswerth. Vater und Mutter dieser Familie, Bauern in der Umgebung von Chambéry, sind ganz gesund und normal gebaut, von ihren 9 Kindern aber sind 3 in der gleichen Art mißgestalt. Das erste von diesen, ein Knabe von 13 Jahren, sonst wohlgebaut und kräftig, besitzt an jeder Hand 6 Finger und an jedem Fuße 6 Zehen. An der rechten Hand sitzt der sechste Finger neben dem kleinen Finger, parallel mit diesem und den übrigen, er hat drei normale Glieder und ein Gelenk, das an den fünften Mittelhand-Knochen ansetzt. An der linken Hand dagegen steht der sechste Finger neben dem kleinen Finger senkrecht von der Hand ab. Die Füße sind insofern anders gestaltet, als auch für die sechsten Zehen ein besonderer Mittelfuß-Knochen vorhanden ist. Die überzähligen Finger und Zehen können gut bewegt werden, und nur der sechste Finger an der linken Hand ist wegen seiner Stellung beim Ergreifen von Gegenständen etwas hinderlich. Die achtzehnjährige Schwester dieses Knaben besitzt ebenfalls 6 Finger an jeder Hand und je 6 Zehen an den Füßen. Dann ist noch ein Mädchen von acht Jahren, das an der rechten Hand nur 5 Finger hat, an der linken Hand dagegen einen sechsten Finger, der aber mit seinem Nachbar so eng verbunden ist, daß er früher garmicht bemerkt wurde. Die Füße haben auch je 6 Zehen, aber es sind nur 5 Mittelfußknochen vorhanden, von denen einer ein doppeltes Gelenk und daran zwei Zehen trägt. Alle drei Kinder wurden operirt, die überzähligen Glieder wurden herausgenommen, und Hände und Füße erhielten dadurch ihre normale Gestalt. Natürlich wurden diese merkwürdigen Gliedmaßen auch mit Röntgen'schen Strahlen photographirt, um das Bild ihres inneren Baues der Wissenschaft zu erhalten. —

Aus dem Thierreiche.

t. Bücherwürmer. Während das Thierreich im allgemeinen mit Ausnahme der wenigen Hausthiere vom Menschen mehr Verfolgung und Beeinträchtigung als Schutz erfahren hat, so giebt es doch einige würdige Thierfamilien, die der Mensch ohne sein Wissen und Wollen so recht gehegt und gepflegt hat, so daß sie sozusagen unter seinen Händen ein wahres Schlemmerleben im Nahrungsüberflusse führen. Eine menschliche Debauchung kann unter Umständen eine Fauna von etwa 10 verschiedenen Arten beherbergen, von deren Vorhandensein man am liebsten nichts merken möchte und häufig genug auch nichts merkt. Alle diese Thierarten gehören zu der in der Mehrzahl ihrer Vertreter für den Menschen so überflüssigen Klasse der Insekten. Im Kleiderschrank treibt die Motte ihr Wesen, in der Küche kauft, wenn es gelinde abgeht, hin und wieder eine Schwabe über den Boden, von den springenden und geflügelten Insekten wollen wir schon nicht weiter sprechen. Eine besondere Berücksichtigung aber verlangen die sogenannten Bücherwürmer, die nach der bekannten lateinischen Regel ihren Namen daher erhalten haben, daß sie keine Würmer sind. Es sind vielmehr fast durchweg die Larven von Käfern, jedoch auch einige andere winzige Thierchen, die aber sämmtlich zu den Insekten gehören. Sie sind so recht Pflanzlinge des Menschen, der ihnen erst in seinen Bibliotheken eine Nahrung verschafft hat, von deren Geschmack und nie endender Fülle sie vorher gar keine Ahnung hatten. Daß den Bücherwürmern das eine Buch besser behagt als das andere und daß ihnen etwa ein gelehrter Foliant besser schmeckt als eine leichte Lektüre, hat man bisher noch nicht ermittelt, dagegen machen sie insofern einen Unterschied unter den Büchern, als sie sich begreiflicherweise in denjenigen am behaglichsten fühlen, die am wenigsten benutzt werden, und da steht ihnen ja ein genügend weites Feld offen. Es giebt nach den Seeben in einem kleinen Bändchen herausgegebenen wissenschaftlichen Untersuchungen eines irischen Jesuitenpaters O'Connor 7 bis 8 Arten von „Bücherwürmern“, die aber meist ursprünglich sich von anderen Stoffen nährten und noch jetzt gerne in ihrer Diät abwechseln, wahrscheinlich weil sie eine fortgesetzte Beschäftigung mit gelehrten Dingen nicht verdauen können. Da ist zunächst der Brotkäfer (*Anobium paniceum*), der so ziemlich alles frißt, was ihm vor die Kiefer kommt, und für die Kostbarkeiten der Speisekammer eine ebenso große Vorliebe zeigt, wie für diejenigen einer Bibliothek oder Naturaliensammlung. Der Speckkäfer (*Dermestes lardarius*) giebt ihm in seinen Gewohnheiten und seiner Vielfräßigkeit wenig nach. Den Larven dieser Käfer verdankt der Besitzer eines Bücherfasses die schönen, sorgfältig gebohrten Tunneln, die sich bald schmurgerade, bald zierlich gewunden durch ein dickleibiges Buch hindurchziehen. Als Reford verzeichnet O'Connor einen Fall, in dem ein Bücherwurm sich durch 27 Folioabände so geradenwegs hindurchgebohrt hatte, daß man die ganze Zahl von Bänden an einer durch den Tunnel gezogenen Schnur zusammen hätte in die Höhe heben können. Auch das Silberfischchen, sonst Zuckergast genannt (*Lepisma saccharina*), findet sich oft zwischen den Seiten eines Buches und beschädigt diese und die Einbände ganz besonders, indem es Löcher hineinsfrißt. Es erscheint dem unbedachteten Auge als eine kleine perlfarbene Motte, vorne mit zwei Fühlern und mit drei langen Anhängen hinten, man sieht sie im Sommer blizschnell über das Papier laufen und in einem selbst

gegrabenen klaffenden Spalt verschwinden. Während dieses zu den Vortenschwänzen gehörige Insekt bedrucktes Papier verschmäht, soll der Dieb (*Ptinus tar*) seinen schwarzen Kopf geradezu von seiner Vorliebe für Bücher mit fetten Buchstaben erhalten haben. Endlich wollen wir noch aus der Familie der Läuse die Bücherlaus (*Atropos divinatoria*) erwähnen. Die bisher vorge schlagenen Heilmittel gegen all diese Bücherseinde sind unwirksam bis auf das eine: die Bücher fleißig zu benutzen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— „Pflanzen-Gemmen“. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: „Zu den vielen seltsamen Dingen, welche die Amerikaner auf den Philippinen finden, gehören die sogenannten „Pflanzen-Gemmen“, die sich hin und wieder in einzelnen dort einheimischen Gewächsen antreffen lassen. So enthält z. B. das *Dambusrohr* einen dem Opal sehr ähnlichen Stein, der jedoch viel werthvoller als jener ist, da man ihn nur höchst selten findet. Unter tausenden von Rohrstämmen, die abgetrennt und genau untersucht werden, findet man nur wenige Exemplare, in deren Innern sich aus winzigen Partikeln des kieselartigen Materials, das die Schale des Rohres so hart macht, dieser schöne, grünlich-rosafärbende Stein gebildet hat. Diese Klümpchen nennt man *Tabakstein*. Die erste chemische und mineralogische Untersuchung dieses *Dambusrohr-Produktes* wurde von dem amerikanischen Naturforscher James Smithson vorgenommen. Ähnlich wie im *Dambusrohr* läßt die Natur auch im Innern mancher *Kokosnuß* ein Produkt entstehen, das der schönsten echten Perle nichts nachgiebt. Diese *Kokosnuß-Perlen* werden gewonnen, indem man die schneeweiße, schwammartige Masse, die in der vollkommen reifen Nuß außer der Milch enthalten ist, zwei bis drei Tage in einem hölzernen Gefäß an der heißen Tropensonne trocknen läßt und dann durch Quetschen die noch vorhandene ölige Flüssigkeit entfernt. In dem zurückbleibenden zähen Brei findet man, allerdings nur sehr selten, kleine bläulichschimmernde Kügelchen von der Größe eines Stecknadelknopfes bis zu der einer Erbse. Etwa acht oder neun dieser überaus seltenen Gemmen, die sämmtlich auf den Philippinen gefunden wurden, bewahrt man als werthvolle Schätze in einigen europäischen Museen auf. —

Astronomisches.

— Ein neuer Komet wurde am 13. September auf der Licksternwarte von Perrine aufgefunden. Der Komet stand in 145° 26' gerader Aufsteigung und 30° 35' nördlicher Abweichung und bewegt sich einstuweilen täglich um 1½ Grade nach Osten und ½ Grad nach Süden. Im laufenden Jahre sind nun acht Kometen entdeckt oder wieder aufgefunden worden. —

Humoristisches.

— Seine Freude. Arzt: „Haben Sie über Durst zu klagen?“
Patient: „Nein, Herr Doktor, über den freu' ich mich immer!“ —
— Der Pantoffelmann. „Wie geht es denn Ihrer Frau?“
„Ach, die war vor einigen Wochen lebensgefährlich krank; jetzt ist sie aber wieder lebensgefährlich gesund!“ —
— Vereinfachung. Fräulein: „Warum haben Sie mir denn diesen Liebesbriefsteller zugesandt?“
Herr (zärtlich): „Den gefühlvollsten Brief sollen Sie sich anschauen, Vertha . . . Den unterschreibe ich!“ („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Noch in keinem Jahre, schreibt man der „Voss. Ztg.“ sind schwedische Brombeeren in so großen Mengen nach Deutschland gebracht worden wie in diesem Jahre. In Lübeck kamen unlängst 6000 Kisten an einem Tage an; jede Kiste wog 140 bis 180 Pfund. —
— In Weuthen hat sich ein Verurtheilter im Gerichtssaal einen Dolch zweimal in die Herzgegend gestoßen. Die Aerzte haben den Mann aufgegeben. —
— y. Vom Konsistorium in Kiel soll ein Pastor verabschiedet worden sein, weil er sich mit einem Dienstmädchen verlobt habe. Von anderer Seite wird mitgetheilt, der Pastor wäre „dänens-freundlich“ gewesen. —
— In Selb hat sich ein Baumeister, dem ein im Bau begriffener, für eine Porzellanfabrik bestimmter Brennofen eingestürzt war, ertränkt. —
— Der Geograph Professor Amrein ist in St. Gallen gestorben. —
— Eine bei Timbuktu gefangene, vier Monate alte schwarze Löwin, eine große, nur im Innern der Sahara vorkommende Seltenheit, hat der Jardin des Plantes in Paris zum Geschenk erhalten. —
— Aus KänguruHleder werden jetzt Schuhe, Koffer und Täschnerwaaren hergestellt. —
— In London hat eine prokige Urchel für ein Diner für 40 Personen 60 000 Mark ausgegeben; 2000 M. kostete allein das „köllmisch-Wasser“, das aus einem Auffatz sprang. —